

(Nachdruck verboten.)

14)

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Jig.

„Du bist nicht wie sonst!“ sagte Heinrich, ihre beiden Hände erfassend. „Ich will wetten, Du hast wieder einen Rückfall gehabt. Gesteh die Schand!“

„Nein, keinen Rückfall — nur Verdruß. Und daran bist auch nur Du schuld. Ich wollte nicht, daß Du einmal solche Reden über mich anhören müßtest, wie ich heute mittag über Dich!“

„Gewiß wegen der Geschichte im Treustädter Boten?“

„Wenn Du sie wenigstens in ein anderes Blatt gesetzt hättest! Jetzt hast Du's für ewige Zeiten mit dem Vater verdorben. Er sagt, sie hätte besser in die Fastenzeitung gehört, und Du seist selber reif fürs Narrenhaus. Das hast Du nun davon!“ erzählte sie vergrämt von oben bis unten. Heinrich gab dem Schlitten einen Stoß, daß er fünf Pferdelängen bergan schnellte.

„Was mir das wohl ausmacht! Es freut mich sogar, daß ich seinem Hochmut tüchtig eins versehen konnte! Auf seinen Segen hätten wir sowieso verzichten müssen. Hal ohne ihn kommen wir viel schneller zusammen!“

„Doch diesmal wurde Elsbeth ernstlich böse.“

„Du, Du — treib's nur nicht zu weit, es hat alles seine Grenzen!“ sagte sie und er merkte, daß es eine Drohung war. Sie wollte nicht weiter mit ihm gehen. Auch das noch? Dann aber biegen oder brechen!

„Also doch ein Rückfall!“ drang er scharf auf sie ein. „Siehst Du, auf Dich ist kein bißchen Verlaß!“ Er klopfte mit Fäusten an seine Stirn: „Mensch, Mensch, wie konntest Du jemals hoffen!“

Sie stampfte desgleichen auf. „Ist nicht wahr! Du darfst mich bloß nicht partout mit dem Vater auseinander bringen wollen!“

Heinrich schwieg lange. Er sann vergeblich, wie er sie treffen und fassen könne. Ihre Liebe war immer noch ein heimliches Entweichen aus der väterlichen Burg; sie wußte wohl selbst nicht recht, wie wenig sie vorerst für eine starke, mutige Gemeinschaft taugte. Ihr Bericht über das mittägliche Tischgespräch verriet zur Genüge das unverfüzte Maß der Zugehörigkeit zum Vaterhaus. Was hatte der alte Webejer gesagt?

„Und glaubst Du wirklich, El, daß nichts an Dir hängen bleibt, wenn Dein Vater in dieser gemeinen Art über mich herzieht! Was ist er denn übrigens mit all seinem Geld und den paar Titeln gegen mich?“ Noch einmal mit entzogener Ruhe und Eindringlichkeit. Wenn sie jetzt nicht —

„Es war eben falsch von Dir, ihn mit Deiner dummen Geschichte zu reizen!“ beharrte sie jedoch eigensinnig, weit über innere Ueberzeugung hinaus, unklar, was sie wagte.

„Dann Adieu!“ sagte er frostig und streckte ihr die Hand hin.

Wie hätte da Elsbeth Stadler ihren Augen und Ohren trauen sollen? Wa—as? Von dieser Seite — mein Gott — da hatte sie ihn doch noch gar nicht kennen gelernt! Aber die ausgestreckte Hand ließ sie dennoch unberührt. Sie wollte denn doch sehen —

Heinrich wartete fünf Sekunden, während denen sie sich beide unentwegt mit Blicken maßten — eine arge Kraftprobe. Dann nahm er den Schlitten unter den Arm und sprang über den Graben auf die Wiese. Krach! machte die gefrorene Schneedecke. Einmal, zweimal, dreimal, viermal — Sie wollte doch sehen —

Starr folgten ihm ihre Augen. Kalt und kälter wurde es in ihr bei jedem Zoll, den er von ihr abrückte. Aber sie brachte es nicht über sich, auch nur leise seinen Namen zu rufen. Warum? Wozu? War sie nicht immer noch das gutversorgte Fräulein Stadler, selbst wenn —

Noch nie hatte Liebe härter mit dem Stolz gerungen. Und ihre Hände — ach, diese Hände, die nicht wußten, ob sie sich nach ihm ausstrecken oder den bereitwilligen Mund verschließen sollten!

Nicht ein einziges Mal sah er sich um. Staps, staps

ging es weiter bergan, dem Galgen zu, wie die Wolfshalbhöhe im Wolke hieß. Immer enger zog die Angst ihre Kreise um das zurückgebliebene Herz — die Angst, etwas zu verlieren, was nie, niemals wieder zu finden war! Hatte sie nicht ein Gelöbniß getan — eines, das bis in alle Ewigkeit gelten sollte?

Hundert Schritte oder mehr trennten sie von ihm — da hielt sie's nicht länger aus, — sie sprang ihm nach in dem hohen Schnee — immer in seinen Stapsen, schnell wie eine abschnurrende Stahlfeder, bis sie, atemlos, kaum mehr weiter konnte.

„Heinrich!“ entfuhr ihr ein schwankender Laut. Hörte er's nicht? Oder wollte nicht hören? Immer nur seinen Rücken sahen die schmerzenden Augen. Und noch einmal raffte sie sich auf, allen Stolzes bar, nicht rastend, ehe sie ihn am Ärmel zu fassen bekam.

„Da bin ich — Du gewalttätiger Mensch!“ hauchte sie mit letzter Kraft und sank halb ohnmächtig an ihm zu Boden. Heinrich faßte sie unter die Arme und setzte die Schwere auf den Schlitten. Allein die furchtbare Demütigung hatte in ihrer Brust das Unterste zu oberst gekehrt. Nun hörte er den Schmerzenslaut des geknickten Stolzes, wie vorhin in der Stube den der verschmähten Liebe — — Es war sein zweiter, großer Sieg in der nämlichen Stunde. „Stark sein ist alles!“ jubelte die verwegene Seele. Doch die Worte, die er Elsbeth gab, waren weich wie Samt. Er setzte sich ihr auf den Schoß, legte einen Arm auf ihren Rücken und fuhr mit der Hand wärmesuchend unter ihre Achselhöhle.

„Ganz mein mußt Du sein und bleiben! Ich mag Dich mit keinem teilen. Und morgen — hörst Du — zieh ich in die Stadt. Aber nicht für lange. Ein Jahr — vielleicht zweie, wenn's hoch kommt — dann bin ich wieder da. Dann will ich dort unten am See, wo Wettsteins Hüttchen steht, oder hier oben, wenn Dir's gefällt, mein eigenes Zelt aufschlagen! Hörst Du den Glücksvogel über uns rauschen?“ Und leise sang er ihr ins Ohr:

In der Heimat ist es schön,
Wo ich sie zuerst gesehn,
Wo mein Herz sie hat gefunden,
Ewig sich mit ihr verbunden —

Der Rest blieb ihm im Halse stecken. Im Aufspringen hätte er Elsbeth beinahe hintenüber geworfen.

Zehn Schritte über ihnen, auf dem Fußweg, der ins Tobel führte, stand — nein, es war keine Täuschung — niemand anders, als sie — Marei — die Wölfin. Aber jetzt verließ sie den Pfad und kam auf die beiden zu. Verflogen war da Liebe, Stärke, Triumph. —

„Ich weiß, was Du giftige Kröte im Schilde führst!“ schrie er ihr entgegen, ganz besinnungslos alles selbst ver-ratend, was sie etwa enthüllen konnte. „Es soll Dir nicht gelingen. Eher erwürge ich Dich!“

Sie entwich ihm und suchte Schutz bei Elsbeth.

„Ich will Dir nur beweisen, wer Dich lieber hat von uns zweien — Elsbeth oder ich“ — sagte das Ding mit unheimlicher Ruhe und Entschlossenheit, und zu ihrer Rivalin gewendet: „Weißt Du denn schon, daß ich ein Kind von ihm bekomme?“

Verbarst da die Welt nicht in tausend Felsen?

„Pui — das ist gelogen, wie gemein!“ rief Elsbeth und schüttelte Mareis Hand voll Ekel von ihrem Ärmel ab.

„Trag ihn doch selbst.“ — Die Anklägerin zeigte mit dem Kopf auf Heinrich, der keine Gegenwehr mehr versuchte, sondern nur noch mit einer fast überirdischen Hoffnung, bleich, an Elsbeths Augen und Lippen hing.

„Gilt ihr hinüber, du da oben! So kann ich glauben, daß du bist!“ bettelte sein erstarrendes Herz. „Nimm sie jetzt in deine allmächtigen Arme und trag sie zu mir herüber. Nur dieses eine Mal! Es ist ja Weihnachtszeit, und morgen brennen die Christbäume in allen Häusern!“ — — —

Elsbeth preßte den wirren Kopf in ihre Hände, als müßte sie ihn am Berspringen hindern und floh vor dem klaffenden Grauen — wieder in die gleichen Stapsen, die vorhin ihre tiefste Liebe getreten hatte.

Niemand dachte daran, ihr zu folgen.

„Jetzt erwürge ich Dich, Du Satan!“ fuhr Heinrich auf die elende Verräterin, die eifersüchtige Dirne los, und bekam

Ne gerade an der Gurgel zu packen. Denn sie wehrte sich mit keinem Glied. Nur bitten tat sie — mit angstgroßen, rotgeränderten Augen.

„Aber schwarz — aber schw—arz ist halt doch“ — löste sich in wahnwitziger Ueberspannung eine lächerliche Farce in seinem Gehirn. Er lachte verzweifelt auf: „Bewahre mich, ich müßte die Gur noch für voll bezahlen!“ und tat, als spreie er ihr mitten in ihre erbärmliche Jammermine. Mit einigen langen Sätzen war er oben am Galgen. Den Schlitten vergaß er mitzunehmen.

Weit unten, schon auf der Straße, bewegte sich etwas, das halb schwarz und oben weiß war: Dem sah er nach, bis es hinter den ersten Häusern verschwand.

„Kraum gefunden, schon geschwunden! Fahr hin, du meine erste Liebe!“

Dann fiel er mit dem Gesicht in den Schnee.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schutzmannstreik.

Die Bewegung unter den Schutzleuten in Paris hat in einem russischen Genossen die Erinnerung an einen Streik der Schutzleute wachgerufen, der in den Tagen der „Freiheit“ im Winter 1905 in Libau stattfand.

Ich war — berichtet er — am Abend von der Agitation zurückgekehrt, als ein uns unbekannter, schwächlicher Jüngling zu mir ins Bureau der Organisation trat und zu mir sagte, „die Schutzleute haben eine Versammlung, Sie sollen kommen“. Ich ließ mir die Adresse geben. Eine Droschke führte mich in eine entlegene, kaum beleuchtete Straße, die ich nicht kannte.

In einem feuchten und dunklen, angerauchten Zimmer, in dem es keine Bänke und Tische gab, fand ich die Schutzleute versammelt. Es mögen ihrer wohl dreißig oder vierzig oder auch alle siebzig — so viel gab es in der Stadt — gewesen sein. Sie streiften. Sie verlangten eine Lohnzulage und „bessere Behandlung“ durch ihre Vorgesetzten. Sie hatten eine ganze Liste ihrer einzelnen Forderungen aufgestellt, die ihnen ein Schreiber der Polizei in Zivil niedergeschrieben hatte. Es waren neben der Lohnzulage Forderungen darin wie: Unfallentschädigung, Witwen- und Waisen-Unterstützung, Invalidenrente. Die Liste war dem Polizeimeister (Chef der Polizei der russischen Städte), einem deutlichen Adligen“) durch eine Deputation überreicht worden. Die Schutzleute waren nun nach Erledigung des geschäftlichen Teiles ihrer Sache zusammengeblieben, um frei von der Leber weg zu diskutieren.

Ich trat ins Zimmer, und durch die Menge Schutzleute mit ihren dunklen Mänteln und den hohen, stark riechenden Stiefeln und kirrenden Säbel ging ein beschwichtigendes Gemurmel: „Der Redner, der Redner.“ So hatte das Volk die Genossen getauft, die während der Revolution in öffentlichen Versammlungen und auf den Plätzen der Stadt sprachen.

Ich hatte mir auf dem Wege zu den Schutzleuten die etwas peinliche Situation bedacht. Was hatte ich den Schutzleuten zu sagen, die sich dem Teufel der Reaktion verschrieben hatten, die die Diener derer waren, mit denen wir im ärgsten Kampfe lagen?

In jener Zeit hatten wir zudem gerade einen Aufruf aus Volk erlassen, sich für die bevorstehenden Kämpfe zu bewaffnen, und das praktisch denkende Volk holte sich die Waffen, die wir ihnen ja nicht verschaffen konnten, aus allen zugänglichen Quellen. Die Arbeiter nahmen vor allem in gutmütiger Weise den Schutzleuten die Revolver ab, mit denen die vorsorgliche Polizei sie stets aufs neue versorgte. Wir hatten schließlich ein ganzes Freischärlerkorps, das in einheitlicher Weise mit dem System „Ragan“, das bei der Polizei in Libau bevorzugt wurde, bewaffnet war. Die Schutzleute wehrten sich nie und gaben aus Furcht vor den Arbeitern, die stets zugewandt oder zudritt einen alleinstehenden Schutzmann aufs Korn nahmen, die Waffe sofort ab. Die Polizei versorgte sie dann mit neuen Ragan-Revolvern, die dann wieder in unsere Hände kamen. Schließlich aber kam die Polizeiverwaltung auf einen Trick, sich schadlos zu halten. Sie ließ sich von den betreffenden Schutzleuten den abgenommenen Revolver bezahlen. Das trug nun zu einer Vermehrung der Spannung zwischen der revolutionären Arbeiterschaft und den niederen Polizeiorganen bei. . . .

Ich hatte mir vorgenommen, vorerst ganz objektiv, den Streik umgehend, den Schutzleuten von den in einem geordneten Staats-

*) Dieser Herr, der Polizeichef einer Stadt von beinahe 100 000 Einwohnern, die als Handels- und Kriegshafen eine bedeutende Rolle spielt, fertigte für seine Spizel (noch nach der Verkündung des Manifestes vom 17. Oktober) falsche Pässe aus. Bei der von Genossen vorgenommenen Verhaftung eines Spizels fiel uns ein Bündel von deraartigen Dokumenten in die Hände. — Wir überzeugten uns übrigens dabei auch, daß — wie es die Berliner Genossen von ihren Spizeln her kennen — die Spizel von der Polizei für Versammlungsberichte bezahlt wurden, die viel ausführlicher und wahrheitsgetreuer schon am nächsten Morgen in der Zeitung erschienen.

weisen ihnen zukommenden Aufgaben zu reden und sodann zu versuchen, sie zum Nachdenken zu bewegen über ihre Beziehungen zu den ihnen so nahestehenden Leute aus dem Volke, über die Gegensätze, die zwischen ihnen und dem Volke ringsum klasten, über die gewaltigen Kämpfe, die das ganze Land erbeben machten, und in denen die Schutzleute eine so vollsfeindliche Rolle spielten. Das weitere sollte sich dann geben.

Die Schutzleute waren begierig zu hören, was der Vertreter der Arbeiter ihnen sagen werde. Sie holten eine Bank herbei, die ich als Rednertribüne benutzen konnte. Ich sprach nach dem ausgedachten Schema.

Ich glaube, die Schutzleute verstanden mich nicht. Sie hatten zu sehr die eine praktische Frage vor Augen, wer die Ragan-Revolver, die zwölf Rubel das Stück kosteten, bezahlen sollte. Als ich in meiner Rede innehielt, interpellierten sie mich wegen der Revolver. Ich setzte ihnen auseinander, daß die Arbeiter bisher in den Schutzleuten Feinde gesehen und demgemäß gehandelt hätten. Es würde das nun anders werden, wenn die Schutzleute gegenüber der Polizeiverwaltung es durchziehen würden, daß man sie nicht „gegen das Volk“ gebrauchen dürfe. Sie erklärten sich damit völlig einverstanden, nur könne das jetzt nicht mehr als Forderung in die Liste eingetragen werden, da diese schon der Polizeiverwaltung überwiesen sei. Sie gaben aber das Wort, „nicht gegen das Volk“ handeln zu wollen und erhielten von mir als Gegenleistung das Versprechen: ich würde mich dafür verwenden, daß die Organisation das Entwaffnen der Schutzleute verbiete.

Damals glaubte ich allerdings, daß die Schutzleute meine Rede verstanden. Ich war überzeugt, daß ich sie um ein gut Stück geschrittener gemacht hatte. Wir verabredeten mit ihnen, daß ich am anderen Morgen wiederkommen sollte, um weitere Diskussionen zu pflegen und den Verlauf des Streiks zu verfolgen. Es interessierte sie augenscheinlich die Sache mit den Revolvern und außerdem fühlte ich aus ihrem ganzen Verhalten, daß sie, in Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes, der sie ihren lärglichen Lebensunterhalt kosten konnte, sich instinktiv an die Arbeiter klammerten, deren gewaltige moralische und materielle Kraft sie empfanden. Es war zweifellos nicht bloße kleinliche Berechnung, wenn sie mich als den Arbeitervertreter weiter in ihrer Mitte haben wollten: der Kampf des Polizeiproletariats um bessere Existenzbedingungen ließ in ihnen die ersten Ahnungen proletarischen Bewußtseins erwachen. . . .

Ich kam am andern Morgen wieder. Die Schutzleute teilten mir mit, daß die Antwort des Polizeichefs noch nicht eingetroffen sei. Sie bestellten mich zu einer zweiten Versammlung am Nachmittag. Ich kam hin und fand die Schutzleute in außerordentlicher Erregung. Der Polizeichef hatte die Delegierten der Schutzleute beschimpft; die Schutzleute seien ein Gefindel, das keine Forderungen zu stellen habe, hatte er gesagt. Man beriet nun, was zu tun sei. Ich beschränkte mich aufs Zuhören. Sie beschloßen, in geordnetem Zuge durch die Stadt zu ziehen und in corpore vor die Polizeiverwaltung zu rücken, um den Polizeichef zur Rede zu stellen. Ich beglückwünschte sie zu ihrem energischen Vorhaben, und wir schidten uns an, auf die Straße zu gehen.

Da trat plötzlich der Gehilfe des Polizeichefs ins Zimmer. Ich sah, wie die kleinen Polizeizeelen erstarren, wie die Disziplin sie alle vor ihrem Vorgelegten schweigen machte, ihre laute und aufreizende Erregung verstummen ließ. Um sie vor ihrem Vorgelegten nicht in Verdacht zu bringen, zog ich mich ins Nebenzimmer zurück, wo ich alles weitere mit anhören konnte.

Der Polizeichef hatte sich eines besseren bedacht. Er gab nun den Schutzleuten in allen ihren Forderungen nach. Rag sein, daß der Polizeischreiber in Zivil, der gleichzeitig Spizel war, telephonisch den Polizeichef von den energischen Absichten der Schutzleute benachrichtigt hatte. Der Gehilfe des Polizeichefs gab noch einige patriotische und väterlich gutgemeinte Phrasen zum besten und verschwand unter den lauten Dantesbezeugungen und Freudentaumel der triumphierenden Schutzleute.

Ich hielt die Situation für geeignet, um den Schutzleuten klarzulegen, was energisches Auftreten zu bedeuten habe, wie man seine Menschenrechte verteidigen müsse und wie auch die Schutzleute notgedrungen zu denselben erfolgreichen Mitteln des Kampfes greifen müßten, wie die Arbeiter. Aber nun wollten die Schutzleute mich gar nicht mehr anhören. Sie hatten den Streik gewonnen und fürchteten nun, es könne ihnen die Sache verderben, wenn sie weiter mit mir fraternisierten.

Sie empfingen mich, als ich ins Zimmer trat, feindlich, und als ich mich anschickte, auf die Bank zu steigen, da hörte ich die Worte: „nein, nein. . .“ Ich fühlte, wie es in mir zu kochen begann, wie Schmerz um die Kleinlichkeit und Beschränktheit der Menschen mich umfaßte. . . . Ich stieg trotz des lauten Protestes der Schutzleute auf die Bank. Ein stämmiger Schutzmann sprang auf mich zu, sagte mich am Aermel meines Mantels und riß mich von der Bank zu Boden. Die Schutzleute schrien wild durcheinander.

Ich stand ganz allein den Duzenden von bewaffneten und wütenden Schutzleuten gegenüber. Daran habe ich aber damals nicht gedacht. Ich empfand in Gedanken die gewaltige Masse der Arbeiter hinter mir und fühlte mich erhaben über die Schutzleute mit den kirrenden Waffen. . . .

Ich raffte mich auf, verschaffte mir Raum mit den Armen und sprang auf die Bank. Schäumend vor Wut rief ich den Schutzleuten mit lauter Stimme zu, es möge gehen, wer mich nicht hören

wolle. Die anderen aber sollten bleiben. . . .

Niemand verließ den Raum. Die Besonnenen suchten Ruhe zu schaffen, und ich konnte sprechen.

Sie hatte ich so von Herzen, nie so mit Begeisterung gesprochen wie hier vor den Schulzeuten. Ich schleuderte ihnen ihre ganze Reinlichkeit, den Mangel jeglichen Menichtrums entgegen. Wer sie denn eigentlich seien? Unglückliche Bauern aus litauischen Dörfern, die von räuberischen Gutsherren in den Staub getreten würden. Unglückliche Bauern, die, der Not gehorchend, aus dem Glend des Dorfes sich in die unumschränkte Gewalt des Polizeioffiziers geflüchtet haben. Schimpf und Schande treffe sie von den Vorgesetzten, aber auch Schimpf und Schande von den Arbeitern. Und wenn man ihnen dazu verhelfen wolle, sich aufzuraffen, das Kleid der Schande abzustreifen und in die Gemeinschaft der Massen zu treten, in die sie ihrer Klassenlage nach hineingehörten, — da erwachte wieder in ihnen die slavische Furcht des geliebten Bauern vor der Allgewalt des Polizeioffiziers. . . .

Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen noch gesagt habe. Als ich zu Ende war, jubelten mir die Schulzeute zu, drückten mir die Hand, und ich sah es ihnen an, daß sie mir aufrichtig dankbar waren. . . .

Sie wollten mit mir zusammen auf die Straße. So ging ich denn, von den vielen Dugend Schulzeuten eskortiert, ins Freie hinaus, in den herrlichen trockenen Frost eines Dezembertags, wie ihn der Ostseestrand kennt.

Plötzlich, auf offener Straße, in Gegenwart aller anderen Schulzeute, trat an mich ein junger Schuhmann heran, aus dessen tadellos neuer Uniform ich schloß, daß er eben angeworben war. Er ergriff meine Hand und stammelte in gebrochenem Russisch: „Richtig, so ist es, richtig hast Du gesagt, ich verstehe . . .“, stammelte noch was und quälte sich schließlich, um was recht Ueberzeugendes herauszupressen. Er kam aber nicht weiter und brach in Tränen aus. Und ehe ich mich wehren konnte, hatte er sich gebückt und mir die Hand geküßt. Meine Hand wurde naß von den Tränen des Polizisten. . . .

Auf einem Platze, in dem einige Straßen mündeten, spielten ein paar Dugend Vuben „Revolution“. Sie hatten hierzu die obligate rote Fahne entfaltet, schrien und lärmten, daß es weit hörbar war. Da erblickten sie den herannahenden Trupp der Schulzeute. Mit Bindeseile verknümmten die Stimmen, die Fahne verschwand und die Jungens stoben auseinander. Mein Nebenmann, ein hochaufgeschossener Schuhmann, der gesenkten Hauptes nachdenklich einherschritt, winkte den Knaben mit der Hand, sie möchten zurückkommen, und sagte zu mir: „So, sie fürchten uns. Warum, warum . . .“

Die Jungens hatten mich unter den Schulzeuten erkannt und begriffen nun die Situation. Sie schrien den streifenden Schulzeuten „Hurra“ zu und spielten nun Revolution mit doppeltem Eifer.

Wir waren über den Plag noch nicht hinweg, als zwei reitende Dragoner angesprengt kamen. Es war natürlich Kriegszustand in der Stadt und Dragoner bildeten die Patrouillen. Sie hatten es auf die Jungens abgesehen. Die waren nun aber wieder so flink mit ihrer Revolution zu Ende, daß niemand etwas von den Dragonern abbekam.

Der hochgewachsene Schuhmann, der noch immer neben mir herschritt, bemerkte traurig: „Warum denn, Kinder. Was wollen die Dragoner? . . .“

Später erzählten mir Arbeiter in der Stadt, daß es nun auch unter den Schulzeuten „unser“ gäbe, sie hätten nun auch einen Birkel.

Als ich nach einiger Zeit in einer stillen Straße auf einem Schlitten vorbeifuhr, hörte ich, wie ein Schuhmannsposten zu einem zweiten sagte: „Da fährt der Unsrige“. So mancher Schuhmann begrüßte mich noch lange Zeit nachher. Und Abends, wenn ich über eine stille Straße schritt, drückte mir manchmal ein Schuhmann die Hand.

Und als die „Freiheit“ zu Ende und ich Sibau verlassen hatte, erzählten mir die Posten, daß der Schuhmann, der vor meinem Hause Posten stand, in meine Wohnung gekommen sei, um mich vor einer bevorstehenden Haussuchung zu warnen.

Datteln und Feigen.

Von E. Schenkling (Berlin).

Nur wenig später als das letzte Hartobst erscheinen die Datteln und Feigen auf dem deutschen Markt. Obwohl bei uns nur Bekercien, ist es doch wohl nicht unangebracht, einiges aus der Naturgeschichte dieser fremdländischen Obstarten zu erfahren.

Die Dattel ist die Frucht einer Palmenart, die das Charaktergewächs des breiten Wüstengürtels Nordafrikas und Arabiens mit dem Indus-Delta als östlicher und den Kanarischen Inseln als westlicher Grenze bildet. Ihr Hauptgebiet ist aber die arabische Halbinsel, woselbst sie allen Landschaften ihre Physiognomie verleiht und ihre Frucht allen Bewohnern die Hauptnahrung ist. Von diesem Heimallande verbreitet sie sich strahlenförmig nach Osten, Westen und Norden, soweit das arabisch-afrikanische Trockenklima reicht. Schon frühzeitig war man bemüht, diesen wichtigen Baum auch andwärts einzubürgern. Die Phönizier, Griechen und Römer, später die Araber und christlichen Völker verpflanzten sie nach den Inseln und Küstenländern des

Mittelmeeres, und so findet sie sich jetzt in Gegenden, wo die mittlere Temperatur kaum 15—16 Grad Celsius beträgt, wie auf der Pyrenäen an der Südküste Frankreichs, bei San Remo, Nizza und Genua, zumal aber bei Bordighiera, einem jetzt vielgenannten Winterkurort an der liguirischen Küste, wo ein Dattelwald von mehr als 4000 Stämmen steht, in Dalmatien und Spalato. Da der Baum aber zu seiner vollen Ausbildung und zur Reizung seiner Früchte 24—25 Grad Celsius verlangt, trägt an allen diesen Orten die Dattelpalme keine Frucht mehr und ist hier überall nur Zugabe zum reizenden Schmutz der Landschaft.

Die Dattelpalme erreicht eine Durchschnittshöhe von 25 Metern. Ihre Krone wird gebildet von etwa 50 Blättern, die 2 bis 3 Meter lang werden. Erst im achten Jahre beginnt der Baum zu blühen, und zwar entwickelt das eine Individuum nur männliche, das andere nur weibliche Blüten. Da die Zahl jener sehr gering ist (es kommen 5—6 solcher Exemplare auf 1000 weibliche Stämme) und nicht selten in großen Entfernungen von diesen stehen, ist es, um eine sichere Ernte zu erzielen, nötig, künstliche Befruchtung anzuwenden. Geschädigte Kletterer ersteigen eine Dattelpalme zur Zeit, wenn der Blütenstaub vollkommen entwickelt ist und holen die Blütenkolben herunter. Mit diesen ersteigen sie die weiblichen Bäume, schütteln die männlichen Kolben über die weiblichen und befestigen kleine Teile der ersteren zwischen den Rippen dieser. Die Dattelfrüchte sind länglich-obal, unseren Pflaumen ähnlich, und meist 4 bis 5 Zentimeter lang. Bei völliger Reife nehmen sie eine durchsichtige Farbe an, die zwischen dem Gelben und Purpurroten schwankt, und sind von würzigem Geruch und Gesämac. Auch in Größe und Form sind die Früchte sehr verschieden, welche Veränderlichkeit der langjährigen Kultur zuzuschreiben ist, die zahlreiche Sorten erzeugte. So zählte der Reisende Richardson in einer einzigen Oase der Sahara nicht weniger als 46 Spielarten, in der Umgebung von Murzuk kommen nicht weniger als 37 Sorten vor und in der Nachbarschaft der Stadt Medina in Arabien sollen gar über hundert verschiedene Sorten wachsen.

Wenn auch die Dattelpalme erst mit 30 Jahren ihre größte Fruchtbarkeit erreicht, so liefert sie doch bis zum hundertsten Lebensjahre volle Ernten, nämlich im Durchschnitt 150 bis 300 Kilo Früchte, die in Trauben stehen. In Arabien haben einzelne Bäume 15 Datteltrauben, von denen jede 30 Kilo wiegt, und bei Medina kommen Trauben bis 40 Kilo an Gewicht vor. Die Datteln liefern den Arabern den nahrhaftesten Teil ihrer Pflanzenkost, gleich eßbar, ob frisch oder getrocknet, gekocht oder ungekocht. Sie können 2 bis 3 Monate lang frisch genossen und zu allerlei Gerichten benutzt werden, da die Reife nicht bei allen Sorten gleichzeitig ist. Eine gute Hausfrau, behaupten die Araber, muß ihrem Manne einen ganzen Monat lang täglich ein anders zubereitetes Dattelgericht vorsehen können. Getrocknet und in Körbe gepreßt können die Datteln mehrere Jahre aufbewahrt werden; sie verderben selbst in der brennendsten Hitze nicht, darum sind sie die echte Wüsten- und Karawanennahrung. Mit einer Handvoll Datteln und einem Schluck Wasser hält der Beduine sein Mittagmahl. Am besten und zuträglichsten sind sie mit Gerstenmehl zu einem Teige geknetet und zu Brot (Dattelbrot) gebacken.

Bei uns kennt man die Datteln im Handel nur in zerquetschter, schrumpfliger Badbirnform und nur als Luxusartikel. Die zur Ausfuhr bestimmten Früchte werden ausgelesen und sorgfältig verpackt. Die edleren Sorten kommen überhaupt nicht zum Versand, sondern gehen nach Konstantinopel, wo sie von der wohlhabenden Bevölkerung konsumiert werden; es sind dies verschiedene Sorten aus dem Bagdader Gebiet. Für die Ausfuhr eignet sich am besten die sehr häufige und stark zuckerhaltige Qualität Zehdi. Die besten afrikanischen Datteln gedeihen im Distrikt Ifli und heißen Bu-Stoi und Bu-Sfus. Die sie tragenden Bäume sind so wertvoll, daß man sie mit hohen Mauern umgeben hat. Algeriens feinste Art ist die durchsichtige Déglat-nour. Die größten Datteln erhalten wir von Zbrian am oberen Nil, und die besten, die alexandrinischen oder Königsdatteln, kommen von Tunis aus in den Handel. Gute Datteln müssen braunrot aussehen, eine dünne Haut haben und um den Kern weichlich sein. Bei uns sind die glasierten Datteln als Käsekerei bekannt und werden pro Kiste im Gewicht von 5 Kilo mit 6,50 bis 7 M. bezahlt.

Die Dattel ist eine Beerenfrucht und besteht aus 10 Teilen Kernsubstanz, 5 Teilen Schalen und 85 Teilen hornigem, aber wöhlgeschmecktem, süßem und erfrischendem Fruchtfleisch, das wiederum 30 Proz. Wasser, 36 Proz. Zucker, 23 Proz. Eiweiß und Extraktstoffe, 8 Proz. Zellulose, 1 Proz. Zellulose, 1 Proz. Zitronensäure, einige Mineralbestandteile und etwas Kumarin enthält, das der Frucht den Wohlgeschmack verleiht, wie es den Waldmeister so angenehm duftend macht.

Der Feigenbaum, *Ficus carica*, mit seinen herzförmigen Blättern, ist ursprünglich im südlichen Asien heimisch. Von da nach Syrien, Nordafrika und Südeuropa gebracht, wo er an Mauern, Felsen und sonnigen Plätzen wild wächst, wird er seit Jahrtausenden, und zwar jetzt in allen Weltteilen in zahlreichen Spielarten kultiviert. Schon in den ältesten Zeiten hatten sich in den Organen seiner Blüte (Staubgefäße und Stempel) derartige Umwandlungen vollzogen, daß ein natürliche Befruchtung ausgeschlossen war und der Mensch sich gezwungen sah, helfend eingzugreifen, falls er die kostbaren Früchte nicht missen wollte. Bereits im Altertum half man sich dadurch, daß man die Be-

Fruchtung der angebauten Feigenbäume förderte, indem man reifende Früchte des wildwachsenden Feigenbaumes im Geäst jener befestigte, sobald das Auge ihrer Früchte sich öffnete, die weiblichen Blüten also empfängnisfähig waren.

Die Feige ist keine Frucht im Sinne der Kürsche, unseres Hartobstes oder unserer Beeren, sondern ist gleich dem Kiefern- oder Fichtenzapfen ein sogen. Fruchtstand, und zwar ein umgewandelter Nadelholzzapfen, indem dieser seine Blüten und Fruchtblätter außen, die Feige aber innen trägt. Man kann sie auch mit der Blüte der Sonnenrose vergleichen, sobald man sie sich zu einer Hohlkugel zusammengezogen denkt, die alsdann im Innern mit den zahlreichen Einzelblüthen ausgekleidet ist. Es blüht und fruchtet also die Feige in dem dunklen Innenraum ihres sonderbaren Blüten- bezw. Fruchtstandes. Dieser ist abgeschlossen bis auf eine winzige Oeffnung an der Spitze und durch diese schlüpfen ein noch winzigeres Insekt aus der Ordnung der Hautflügler, Blastophaga grossorum, um seine Eier abzulegen.

Der Feigenbaum entwickelt jährlich dreimal Blütenstände. Die weiblichen Blüten entwickeln sich zuerst, so daß auf die Narben jeder Blütenferie nur die einer vorhergehenden Generation entflammenden Pollen übertragen werden können. Den Dienst des Liebesboten versieht aber jene Gallwespenart. Die Weibchen schlüpfen aus den ersten, italienisch Mamme genannten Blütenständen heraus und gelangen zu den Blüten der Profichigeneration, um an deren sich oben entwickelnden Fruchtknoten ihre Eier abzulegen, vielleicht auch die Narbe mit dem von ihnen mitgeschleppten Blütenstaub zu befruchten. Letzteres geschieht aber nur in sehr beschränkter Maße, zumeist werden die Fruchtknoten zum Zwecke der Eiablage von den Weibchen angestochen und dadurch zu gallenartigen Bildungen, eben zu denen der Feige, veranlaßt. Beim Besuch der Profichblüte, die reichlicheren Blütenstaub entwickelt, bestäuben sich die Wespen damit und übertragen ihn auf die Narben der dritten Blütenform, der Mammonblüte. Wenn auch diesmal zahlreiche Fruchtknoten angestochen werden, so bleibt doch ein Teil unversehrt, der dann die Früchte liefert.

Beim kultivierten Feigenbaum sind die Blüten nun derart verändert, daß die Befruchtungsorgane gar nicht zur Entwicklung kommen, so daß männlicher Zeugungsstoff in ausreichender Menge nicht vorhanden ist und die Wespe ihre Eier an den Ovarien nicht ablegen kann. Deshalb schneidet der Feigenbauer von der wilden Feige (Geißfeige, Saprificus) entweder ganze Fruchtzweige ab und behängt damit die Krone der kultivierten Bäume oder er durchbohrt einzelne Früchte der wilden Feige mit Nadeln und befestigt sie an den unteren Ästen, wirft sie auch mit bewundernswürdigem Geschick in das obere Astwerk, so daß sie meist da hängen bleiben, wo er sie haben will. Das Insekt wird genötigt, aus den bald weck werdenden wilden Früchten in die der angepflanzten Bäume überzusiedeln, wofür es dann den Befruchtungsakt vollzieht, wenn auch nur in unvollkommener Weise. Seine Anwesenheit in der Frucht hat zur Folge, daß infolge größeren Saftandranges die Früchte größer und saftreicher werden — die Früchte der Geißfeige werden merkwürdigerweise durch den Stich der Wespe nicht vollsaftig — wodurch der Ernteertrag bedeutend erhöht wird. Diese Gallwespenbefruchtung nennt die Wissenschaft Kaprifilation.

Da der kultivierte Feigenbaum männliche Blüten nicht mehr entwickelt, ist er weiblich geworden; andererseits hat sich die Geißfeige zu einem männlichen Baume umgewandelt. Schon Vater Linné weist darauf hin, daß die beiden Feigenbaumarten als Mann und Weib zusammengehörige Formen darstellen, die nicht auseinander hervorgegangen sind, sondern mit- und nebeneinander, und zwar schon in jedem Anbau durch Naturauslese sich entwickelt haben.

Die süßen und nach Verschiedenheit der zahlreichen Spielarten bald mehr bald weniger schmackhaften Früchte enthalten vorwiegend Traubenzucker, gehören zu den gesündesten Obstarten und werden in den südlichen Ländern als Tafelobst und Dessertfrüchte sowohl roh als gedörrt und verschiednen zubereitet gegessen; sie bilden dort ein Hauptnahrungsmittel für Menschen und Tiere. Bei uns können sie nur als Bekerei gelten, zählten aber früher zu den Heilmitteln und erfreuen sich hier und da auch noch als Hausmittel eines gewissen Ansehens. Sie dienen als Heilmittel bei Brustbeschwerden, werden dem Brusttee zugesetzt, und in Milch gekocht werden sie zum „Aufzeitigen“ von Abszessen, Schwären, harter Haut usw. ausgelegt.

Getrocknete Feigen sind neben Rosinen die wichtigsten Süßfrüchte Europas. Man schätzt im Handel besonders die kleinen Feigen von Marseille, die großen und langen von Genua und namentlich die runden großen von Smyrna (Levantinische Feigen), welche auf Schnüre und Bindfaden gereiht und kugelförmig zusammengepreßt „Kranzfeigen“ heißen und in Schachteln verpackt als „Trommelfeigen“ oder „Kalamatafeigen“ in den Handel kommen, weil ihr Export von Kalamata aus, einer Hafensstadt Messeniens, stattfindet.

Kleines feuilletton.

Verkehrswesen.

Die Elektrifizierung Japans. Das Inselreich Japan hat ein Gebiet, das wie wenige andere auf der ganzen Erde dazu Berantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

geeignet ist, das Verkehrswesen zu denbar höchster Form zu entwickeln. Dies ist ein Bezirk von ungefähr 8000 Quadratkilometern Fläche auf der Südseite der großen Insel Nippon, wo das Kleeblatt der Städte Osaka, Kobe und Kioto — diese beiden am Meer — und weiter im Innern Kioto liegen. Die größte unter diesen Städten ist Osaka mit einer Einwohnerzahl von 1 300 000, während Kobe 340 000 und Kioto 40 000 Einwohner aufweisen. Die Ansiedelungen aber, die zwischen Osaka und Kobe auf einer Strecke von 81 Kilometern Länge gelegen sind, haben zusammen wieder noch eine Bevölkerung von 138 000. Daß auf dieser Linie zuerst eine elektrische Schnellbahn entstanden ist, erscheint beinahe selbstverständlich. Sie hat 32 Stationen und braucht daher die verhältnismäßig hohe Fahrzeit von 66 Minuten, während man auf der parallel gehenden Staatsbahn mit einem Schnellzug nur 37 Minuten braucht. Dennoch hat die elektrische Straßenbahn dieser eine gewaltige Konkurrenz gemacht und befördert jetzt jährlich rund 8 1/2 Millionen Fahrgäste für einen Gesamtpreis von 44 Pf., der noch durch Abonnements ermäßigt werden kann. Die Bahn befindet sich jetzt durchaus in japanischem Besitz, nachdem der Versuch der Beteiligung englischer und belgischer Kapitalisten abgewiesen worden ist. Der Bau der Bahn hat 8,7 Millionen Mark gekostet; da die Einnahmen aber durchschnittlich auf 1 865 000 M. zu stehen kommen, so hat die Dividende meist 12 1/2 Proz. betragen. Die Bahn befördert keine Güter, liefert aber Strom für Beleuchtungszwecke. Dazu kommt nach dem Bericht des deutschen Konsulats in Kobe noch eine gewaltige Entwicklung der elektrischen Straßenbahnen zwischen Osaka und seinen Vororten. Außerdem soll nunnmehr auch eine elektrische Bahn zwischen Osaka und Kioto gebaut werden. Diese wird 14,7 Millionen kosten, und auf der 48 Kilometer langen Strecke werden nicht weniger als 68 Brücken gebaut werden müssen. Die Eröffnung ist bereits auf das Frühjahr 1910 festgesetzt worden. Ferner wird in diesem Gebiet noch eine größere Zahl anderer elektrischer Bahnen geplant.

Technisches.

Veränderungen im Berliner Telephonbetrieb.

Der Telephonbetrieb geht bis jetzt bekanntlich in Berlin in der Weise vor sich, daß die Beamtin des angerufenen Amtes den Teilnehmer mit dem gewünschten Amt verbindet und daß die Beamtin dieses Amtes erst die Verbindung mit der geforderten Nummer herstellt. Der Vorgang spielt sich nach einer Ausführung in der „Elektrotechnischen Zeitschrift“ im einzelnen ungefähr folgendermaßen ab: Wünscht jemand, der z. B. an einem an Amt 2 angeschlossenen Apparat anruft, einen an Amt 3 angeschlossenen Teilnehmer zu sprechen, so muß ihn das Telephonfräulein des Amtes 2 an eine sogenannte Verbindungsleitung, die die beiden Ämter verbindet, anschließen. Durch diese Verbindungsleitung wird ein Strom, der sogenannte „Ruffstrom“, geschickt, eine kleine Glühlampe leuchtet auf und macht die Beamtin von Amt 3 aufmerksam. Sie meldet sich und führt die Verbindung mit der ihr genannten Nummer aus. Mit Rücksicht auf den starken Verkehr mit den verschiedenen Ämtern müssen sehr viele solcher Verbindungsleitungen vorhanden sein. Es sind z. B. bei einem Amt von 10 000 Anschlüssen rund 2000 Verbindungsleitungen erforderlich. Zu Zeiten starken Verkehrs kann es vorkommen, daß trotzdem alle Leitungen besetzt sind. Auch kann, wenn auch die Verbindung zustande kommt, eine Verzögerung dadurch eintreten, daß die Beamtin des zweiten Amtes gerade mit anderen Verbindungen beschäftigt ist, so daß die Verbindungsleitungen länger in Anspruch genommen werden, als die Abwicklung der Gespräche es erfordert.

In Amerika hat man mit einem anderen Verfahren gute Erfolge erzielt und dieses soll demnächst in dem Berliner Netz eingeführt werden. Es wickelt sich im wesentlichen wie folgt ab: Der Teilnehmer nennt seinem eigenen Amt nicht nur das gewünschte andere Amt, sondern auch den Anschluß, mit dem er sprechen will und die Beamtin besorgt alles übrige. Sie ist also gezwungen, der Beamtin des anderen Amtes die verlangte Anschlußnummer mitzuteilen und dies tut sie, indem sie durch ein einfaches Drücken eines Knopfes sich in eine Dienstleitung einschaltet, die von ihrem Arbeitsplatz nach einem Arbeitsplatz des anderen Amtes führt. Bei dem zweiten Amt ist eine Beamtin ständig mit ihrem Fernhörer in diese Leitung eingeschaltet und stellt, falls die gewünschte Nummer frei ist und eine Verbindungsleitung zur Verfügung steht, direkt die Verbindung her. Das Verfahren scheint auf den ersten Blick umständlicher als das gegenwärtige, soll ihm aber im praktischen Betrieb überlegen sein. Die Verbindungsleitungen werden besser ausgenutzt und die Beamtinnen können rascher arbeiten; andererseits dürfte das System auch eine bedeutende Mehrbelastung der Beamtin bedeuten, da sie gezwungen ist, die ihr zugerufene Nummer immer im Kopf zu behalten und dem anderen Amt mitzuteilen, also bei der Dichtigkeit des Verkehrs in Berlin sehr schnell arbeiten muß, da sonst der ganze Betrieb ins Stocken gerät. Die umfangreichen Vorbereitungen für den Dienstleistungsbetrieb sind seit einiger Zeit im Gange. Bei einem Berliner Amt ist er bereits probeweise eingeführt. Bis aber der gesamte Betrieb nach dem neuen System eingerichtet ist, dürften noch anderthalb Jahre vergehen. —

StH.